This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

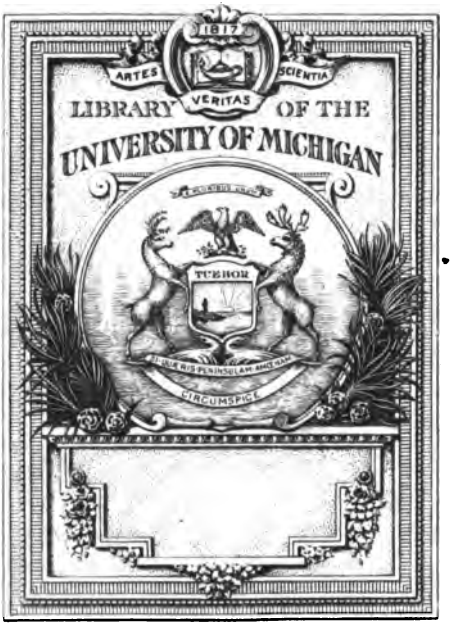
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

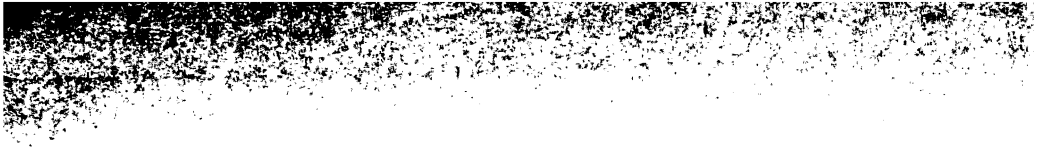
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

S89Wa
Q7

B 1,370,517


1817
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE

838
589wa
Q7



Q 7

„Es waren zwei Königskinder.“

Paetels
Miniatur-Ausgaben-Kollektion.

„Es waren zwei Königskinder.“

Von

Theodor Storm.

— 1884. —

Fünfte Auflage.

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1907.

Alle Rechte,
vornehmlich das der Übersetzung in fremde Sprachen,
vorbehalten.

Meinem Sohn

Karl Storm

zugeeignet.

206073

Es ist ein Erlebnis, das ich heut erzählen will; nicht mein eigenes, es ist mir selbst erzählt worden: aber von so lebendiger Erinnerung getragen, daß ich nur hätte nachzuschreiben brauchen.

Mitte Juli war es, eine laue Sommernacht; wir saßen mit unsren Gästen auf der Terrasse unsres Landhauses, und so weit die hellen nordischen Sommernächte es gestatteten, lag um uns her der Garten schon in Duft und Dämmer; nur am Himmel über uns strahlte im Sternbilde des Perseus der prächtige Algol. Wir hatten lebhaft geplaudert, etwas philosophisch sogar, über kleine Ursachen und große Wirkungen. „Soll es doch geschehen sein," sagte der alte Doktor, „daß nachts eine Maus über die Nase einer königlichen Ge-

liebten gesprungen ist, und der König hat darüber eine große Schlacht verloren!"

Wir lachten; aber das steigende Dunkel löschte das Gespräch allmählich aus. Mein Vetter, der Musiker, der sich die Erlaubnis zu einer langen Pfeife ausgebeten hatte, hielt seine Augen auf den funkelnden Stern gerichtet und blies schon lange schweigend seine Rauchwolken gen Himmel. „Ja," sagte er jetzt, wie zu sich selber, „wenn man nicht näher zusah, so war es auch nur ein Rausch — ein Räuschlein! — Meine nächsten Freunde vom heiligen Konservatorium, wo sind sie? Man soll sich in acht nehmen; es liegt uns überall im Wege!".

„Was faseln Sie da, Fritz?" fragte unser Doktor leise.

„Ich fasele nicht, lieber Doktor, aber es ist so wunderbar um uns; man möchte den Toten einmal Gehör geben; ich habe es Ihnen vor Jahren, da es mich eben stark geschüttelt hatte, auch wohl schon erzählt!"

Der Doktor schwieg einen Augenblick: „das mit dem jungen Marx?" sagte er dann.

Mein Vetter nickte.

„Sie haben recht, Fritz, und wenn die Erinnerung Sie drängt, so erzählen Sie es jetzt auch den andern; ich mein, es ist jetzt eine rechte Stunde, und ein gutes Gedenken könnte, wenn man so sagen dürfte, auch denen wohltun, welche nicht mehr sind."

„Wollen wir das annehmen!" erwiderte Fritz, und da auch wir andern in ihn drangen, so begann er:

Schon fast zwei Jahre war ich auf dem Konservatorium in *** gewesen, da wurde es mir eines Tages klar, daß für hochbegabte Musiker dort vielleicht sehr viel, für Leute meines Schlages aber trotz der besten Musik, die dort gemacht wurde, verzweifelt wenig zu holen sei; denn eine feste, das Ganze beherrschende Methode der Technik fehlte dem Klavierunterricht dort zu jener Zeit, das ist auch heute noch meine Ansicht, und die Anstalt war seit mehreren Dezennien unter der Direktion eines alten Herrn geblieben, der als Klavierlehrer nur die anstellte, die ihm von den besten Sachkundigen nicht empfohlen waren. Jetzt mag das alles ja ganz anders sein.

Damals aber — nach Beratung mit Gleichgestimmten und nach eingeholter väterlicher Erlaubnis ging ich Ostern 187* nach Stuttgart, wo die Hochschule der Musik unter Faists Direktion und mit der Lebert-Starkschen Methode viele Schüler hinzog; zumal auch Liszt — so hieß es — wesentlich nur der dort Gebildeten sich musikalisch annahm. Bald war ich geprüft und aufgenommen und hatte Silberburgstraße Nr. 21 bei einem nachdenklichen Schneider meine Wohnung eingerichtet; die Möbelausstattung war etwas dürftig, aber das Zimmer recht groß, und das Pianino, das ich rasch gemietet hatte, klang in dem leeren Raume prächtig.

Noch entsinne ich mich des Morgens, da die erste Stunde für Harmonielehre bevorstand; ein grimmiges Gewitter entlud sich über der Stadt; mir war, als hätte ich solche Donner zuvor noch nie gehört. Ich stand in Zweifel, ob ich gehen sollte; denn ich besaß keinen Regenschirm. Endlich ließ es nach, und ich machte mich auf den Weg. Ein etwas unzufriedener Blick des Lehrers empfing mich bei meinem Eintritt: an ein Zu-

spätkommen schien man hier nicht gewöhnt zu sein.

In derselben Reihe mit mir saß ein junger Mann, dessen schönes Antlitz während des Vortrages unwillkürlich meine Aufmerksamkeit auf sich zog; unter dunkel gelocktem Haar wandten zwei milde braune Augen sich ein paarmal zu mir. Als wir nach dem Ende des Unterrichts auf die Straße getreten waren, regnete es wieder. „Sie haben keinen Schirm," sagte er freundlich, indem er auf mich zukam; „wo wohnen Sie? ich werde Sie nach Hause bringen!"

Ich dankte ihm, und wir gingen unter seinem Schirm meiner Wohnung zu; unterwegs erfuhr ich, daß er der Sohn eines Musikdirektors aus Basel sei, dessen Namen ich später mehrfach in Werken über Musik getroffen habe. Aus seinem Antlitz, wie aus seinen Worten sprachen Güte und Verstand; ich fühlte, ich sei bei einem Überlegenen, der gleichwohl diese Eigenschaft mir gegenüber nur gebrauchen werde, mir zu helfen, mich zurechtzuweisen. Und so geschah es auch; obwohl ihm später viel Fertigere zur Wahl standen,

er spielte am liebsten doch mit mir; ich sc
es bald, wie alle, die ihm näher standen, it
verehrten.

Aber — unterbrach sich der Erzähler — i
muß um Nachsicht bitten, daß ich bei ihm ve
weile, denn von einem andern wollte ich erzählen
es ist nur — er ist nach einem kurzen Glüc
jung gestorben, und die Leere, die mir sein T
gelassen, empfinde ich noch immer.

Da wir schon meiner Wohnung nahe ware
kam aus einer Nebengasse mit nervöser Hastigke
mit stampfigen Schritten ein junger Mann auf un
zu, von gelblicher Gesichtsfarbe und schlichte
schwarzen Haar; seine dunklen Augen, die er so
schend auf mich richtete, schienen fast zu zitter
„Auch ein Konservatorist!" flüsterte mein neu
Freund mir zu; „der Vater ist ein Schwabe, d
als angesehener Gelehrter in Metz lebt, daß w
nigstens seine Mutter eine Französin ist, seh
Sie wohl selbst."

Indessen stand er vor uns. „Ah, Walther
rief er, „wen schleppst denn du da mit dir dur
die Stadt?" Er zog seinen kleinen Hut, der, w

seine übrige Kleidung, recht durchnäßt war; denn auch er trug keinen Schirm.

„Kommen Sie, bis der Regen nachläßt, mit in meine Wohnung," sagte ich, ihn begrüßend, „da können wir Bekanntschaft machen, denn auch ich gehöre zu Ihrem Orden."

Er warf flüchtig den Kopf zu mir herum: „Haben Sie denn auch die Nerven zu dem alleinseligmachenden Anschlag mitgebracht? Es kommt hier auf ein Menschenleben nicht groß an!"

„Ich hoffe," sagte ich lachend; dann stiegen wir die drei Treppen zu meinem Zimmer hinauf. Der Halbfranzose beguckte, lebhaft mit seinen Fingern spielend, die Bilder vom verlorenen Sohn, die nebst König und Königin an der Wand hingen, sah dann durch seine Brille aus dem Fenster in den noch tröpfelnden Regen, dabei unterweilen den Kopf nach mir zurückwendend; dann trat er plötzlich zu mir, musterte meine lange Figur von den Fußspitzen bis zu meinem blonden nordischen Haupte und sagte lebhaft: „Sacré nom de Dieu, Walther! Wo hast du diesen Senkerl eingefangen?"

„Was bin ich?“ Ich wollte schon aufbrause aber Walther trat dazwischen: „Wir haben e gelindes Rotwelsch unter uns: Senfkerl, Sei mädchen ist bei uns der Superlativ vom Alle besten, und Marx, oder alias Lavendel — der er kann nicht ohne Wohlgerüche leben — red gern in diesem Idiom. Darüber dürfen Sie ih nicht zürnen, er ist mein guter Freund!“

„Sans doute! Sans doute!“ rief der Hal franzose, „aber siehst du, Walther — kennen S den schon?“ unterbrach er sich und wandte s zu mir. „Nun, Sie werden Ihre Freude an ih haben! Aber ich meine, Sie sind unser viert Mann; abends für unsre Versammlungen, wen bei einer Pfeif' Tobak Kopf und Hände wieder z Ruhe kommen sollen! Der Franz, unser Dritte das ist der Humorist, man sieht es kaum de Blondkopf an — Sie werden ihn schon kenn lernen! Aber jetzt, sincères amis, gebt euch d Hände, und hier ist die meine! Smollis! Um Er schuldigung, wie ist Ihr Name?“

„Aber, lieber Herr,“ sagte ich etwas verlege nachdem ich mich genannt hatte, „geht das d

Ihnen in Frankreich so geschwinde? Wir haben uns ja erst in diesem Augenblick gesehen."

„Ach, Frankreich!" sagte er; „mein Vater ist ein Deutscher, aus dem gesegneten Lande Schwaben!" und seine nicht großen Augen leuchteten vor Zärtlichkeit.

Es half eben nichts; ihm war nicht zu widerstehen, Walther und Marx waren meine Duzbrüder.

* * *

So war der Anfang unsrer Bekanntschaft.

Ich hatte bald empfunden, daß hier ein ernster Geist regiere, der jeden nicht gar zu Trägen mit sich reißen mußte; nur die Übung am Klavier beschäftigte uns je drei, ja wohl gar vier Stunden am Vormittage und ebenso am Nachmittag. Abends waren dann unsre „Versammlungen," die wir wechselsweise auf unsren Stuben abhielten; da wurde geraucht und über das, was uns in den theoretischen Stunden vorgekommen war, ein Quantum hingeredet, auch gesungen wurde bisweilen; unser Hauptstück war ein Terzett **a capella**, das von Franz, mit dem ich bald zusammengeführt

war, auf seinem Zimmer vorgelegt wurde. „Tropfen von Tau," den milden Anfang hatte es, Melodie und Komponisten habe ich vergessen, ich meine, es war für Frauenstimmen, und wir stiegen dabei eine Oktave tiefer; aber wir sangen es, wie Franz, unser Dirigent, bemerkte, umstandsverhältnismäßig schön; auch Marx war einer von den Sängern.

Eines Mittsommerabends waren wir bei Franz; die Pfeifen brannten, die schlecht geputzte Lampe hatten wir des Qualms wegen tief hinabgeschraubt; Walther war nicht da, er wohnte bei einer alten Tante und war dadurch mitunter abgehalten. Marx und ich rauchten schon unsre zweite Pfeife, da — klatsch! ging es, und Franz hatte seinen Morgenschuh ausgezogen und ihn über sich gegen die niedrige Decke geworfen. „Hol der Teufel den Bäcker und seine schwarzen Teufelsdinger!" rief er.

„Was rasest du?" sagte ich und blickte mich in der dämmerigen Stube um; aber Scharen von jenen häßlichen großen Küchenschaben, wie sie bei Bäckern — der Hauswirt war ein solcher — ihren *liebsten* Heimsitz haben, huschten mit ihrer spuk-

haften Hastigkeit blitzschnell über Deck und Wände.

„Potz Himmeltausendsakramenter!“ rief ich; wir waren alle aufgesprungen; der eine nahm den Stiefelknecht, der andre riß den Handleiter vom Klavier, Franz zog auch den zweiten Schuh vom Fuß, und nun begann eine Jagd: klitsch, klatsch! und die Schaben, die ihr Loch nicht finden konnten, waren unsre sichere Beute; auf Tisch und Stühlen lagen ihre zerquetschten Leiber, das Bett war völlig übersäet. Das Jagdfieber ergriff uns immer mehr; wir sprangen vor- und rückwärts, gegen einander und um uns selber; das Nachtgezücht rannte an uns empor, über unsre Kleider, auf unser Gesicht, und wir schlugen es auf uns selber tot. Aber schon genügte uns der enge Schauplatz nicht mehr; wir rannten zur Stube auf den Flur hinaus, die Mordinstrumente in den Händen; überall waren Schaben, dann die Treppe hinab; Marx trug die Lampe, der Qualm flog aus dem Glaszylinder — da plötzlich im unteren Hausflur eine Wand, es mag wohl eine Tür gewesen sein, und die dicke Gestalt des Hauswirtes stand im

baren Hemde vor uns; das bärbeißige Gesicht
den buschigen Brauen über den kleinen Au
betrachtete uns voll Grimm und Staunen:

„Ho, meine Herre, was geit's denn? Se alarmi
ja das ganze Haus! Lassen's das Zinselwerk
ganget's hoim!"

Aber Franz legte feierlich die Hand auf se
Schulter: „Mann!" sagte er, „ein Dankgebet w
ihrem Munde ziemlicher gewesen, als so nich
nutzige Reden; kommen Sie mit in mein Gem
und inspizieren Sie dort die Leichen; wir hak
Ihnen zum mindesten fünfhundert Schaben t
geschlagen!"

„Totgeschlage?" wiederholte der Mann u
lachte grimmig. „Die hättet Se kenne lebe lan

„Den Teufel auch!" rief Franz. „Ich m
nicht mit ihnen leben."

„Ach, Herr Franz, d'Schabe hänt mer no
nix vo meim kurze Schlof abisse!" Damit schl
er verdrießlich seine Tür wieder zu und verschwa
dahinter, Gott weiß, wohin.

„Der Mann hat keinen Sinn für Höheres
sagte Franz, und wir gingen etwas abgekühlt n

seinem Zimmer zurück. „Aber was nun, meine Lieben?“ begann er wieder. „Schlafen kann ich nicht unter diesen Toten, und, wie mir deucht — sie stinken auch ganz erklecklich! Aber — mich erleuchtet der Geist: die Nacht ist schön, Schaben gibt es draußen nicht — machen wir einen Männerspaziergang!“

„Einen Spaziergang?“ wiederholte Marx zögernd, der nach dieser Aufregung recht jämmerlich dreinsah. „Ich bin müde, Franz, und habe morgen Vormittag um 10 Uhr Klavierstunde; komm mit mir, du kannst auf meinem Sofa schlafen!“

„Nein, nein, edler Lavendel, gute Gedanken dürfen nicht auf Sofas verschlafen werden. Kommt nur! Durch Cannstatt nach Waiblingen, wo die Wachtturmtreppe so eng ist, daß die Witwe des alten Turmwarts sich anstandshalber mit dem neuen Wächter verheiraten mußte, da sie wegen ihrer Dicke nicht mehr hinunter konnte! Unser nordischer Freund muß nebenbei auch Schaben kennen lernen!“

Mit einem Wort, er drängte so, daß wir beiden

andern uns endlich bereit erklärten und die Trepp mit ihm hinabstiegen. Als wir unten waren stürmte er noch einmal hinauf, kam aber sogleich mit einer Notenrolle wieder herab.

„Was hast du denn geholt?" fragte ich.

„Das allernotwendigste," sagte er und hob die Rolle in die Höhe, „unser Terzett!"

Nun gingen wir auf die Gasse; es mochte nach elf Uhr sein; die Juninacht war schön, einige Sterne funkelten über uns; aber auf Erden war' doch dunkel. So marschierten wir zur Stadt hinaus; die Nachtkühle brachte ihre erfrischende Wirkung, und schon auf der Chaussee rief Franz: „Was meint ihr, mir ist, als müßten wir einmal singen!"

„Ja, aber was denn?"

„Was anders, als unser Terzett!"

„Aber dazu brauchen wir Licht, wir können ja nicht auswendig."

„Alles vorgesehen," erwiderte Franz, zog sein Schnupftuch hervor und entwickelte daraus ein Kästchen mit Zündhölzern und einige Stümpchen *Stearinlichts*. Wir warfen uns auf einen Haufen

von Chausseesteinen, der am Wege lag; die Lichter wurden angezündet und daraufgeklebt. Franz hatte die Stimmen verteilt und taktierte mit der Hand: „Eins, zwei!“ und: „Tropfen von Tau!“ — unser Terzett strahlte wie ein Stern durch die einsame Juninacht.

„Schön!“ sagte Franz, indem er die Stimmen wieder einsammelte. „Doch nun vorwärts!“

Marx wollte die beiden Lichter ausblasen, aber er wehrte ihm: „Laß!“ sagte er. „Zur Freude der Nachtwanderer, die nach uns kommen!“

So ließen wir sie brennen und marschierten weiter. Da stieg zu Osten unten über der Ebene ein gelber Mond empor; zugleich schlug eine Nachtigall, und ein Schauer zog durch die Obstbäume, die am Wege standen.

„De la nuit j'aime le silence:
Doux rossignols, chantez pour moi!“

sang Marx mit halber Stimme; dann faßte er mich unter den Arm, drückte ihn und sagte zitternd: „Nord und Süd, wir kommen doch zusammen!“

Noch mehrmals sahen wir zurück nach unserm

Lichtern, bis die schwache Helle nicht mehr zu uns reichte; dann marschierten wir durch Cann statt; es muß nach Mitternacht gewesen sein, di Stadt war totenstill. So suchten wir denn einige Leben hineinzubringen; unsre Stöcke schwingend tralate jeder von uns seine eigene Melodie. D schlurfte es heran: „He, Sie! Was machet's den für Heidi? Des isch net Brauch allhie!" scho eine rauhe Stimme, und eine Gestalt mit Spee und Tuthorn hatte sich vor uns hingepflanzt.

„Mann der Nacht," sagte Franz, „lassen Si uns, wir fahren jetzt gen Waiblingen."

Der Wächter sah verächtlich nach unsre Stiefeln: „Do hänt Se's Schusters Rappe a scho angspannt."

„Ganz recht, Liebwertester, aber" — un Franz konnte, wenn es ihm nötig schien, ein ge fürnehmes Wesen vortun — „Er kennet uns wol nicht? Wir sind fahrende Sänger, falls er vo solchen jemals etwas sollte gehört haben; Er abe ist ein Zuberklaus, und wir wünschen ihm Verstan und gute Wacht!"

Damit schritten wir rüstig weiter und der

andern Tore zu, aber noch lange hörten wir den Wächter schelten.

Draußen malte jetzt der Mondschein die Schatten der Bäume quer über die Chaussee; hinten aus der Stadt schlug es von den Türmen Eins. Als wir etwa eine Stunde wacker zugeschritten waren, regte sich etwas in mir, das ich alsbald und zweifellos für Hunger anerkennen mußte, denn seit 8 Uhr hatten wir wohl alle nichts gegessen. Aber in Waiblingen! Die Wecken mußten bei unsrer Ankunft gerade fertig sein. Ich griff in meine Tasche, fand aber nur vier lose Kreuzer. „Halt!“ rief ich, „ich spüre einen Männerhunger.“

Alle standen still. „Warum red'st du nur davon“, sagte Franz. „Der Teufel hol, nun fühl ich auch dergleichen.“

„Aber du hast doch Geld zu dir gesteckt!“

„Versteht sich!“ rief er und fuhr zuversichtlich in seine Tasche; aber das geöffnete Portemonnaie ergab nur sieben Kreuzer. „Hm!“ sagte er, „daß ich bei der Ausfahrt nicht an das schändliche Metall gedacht habe! Aber“ — und er sah uns

lachend an — „im Grunde wär es auch eg
gewesen, ich führe doch allzeit mein Vermögen
der Tasche."

„Ihr seid auch ewig hungrig!" murmel
Marx.

Franz nickte ihm zu: „Das verstehst du nid
Lavendel, du nährst dich nötigenfalls von Schneck
und Knoblauch, wir mögen das nicht! Sieh lieb
einmal nach dem Wesentlichen in deinen Taschen

Sie wurden umgekehrt, und als Sumr
unsres Gesamtvermögens ergaben sich dreize
Kreuzer. „Das reicht für die Morgenwecken
rief Franz. „Und nun vorwärts auf die a
Hohenstaufenstadt!"

Und weiter ging es, und allmählich beg
der Mond zu blassen, und ein leises Mor
dämmern zog fröstelnd durch die Welt. Nach 2
stündiger Wanderung scholl ein dumpfer Gl
ton zu uns herüber. „Hört ihr's!" rief F
„Die Glocke von Waiblingen schlägt drei Uhr
sind die Wecken fertig!"

„Da halte ich auch mit," sagte Marx;
Schwätzen hat mich angesteckt!"

Franz klopfte ihm auf die Schulter: „Siehst du, Halbfranzöschen, nun wird dein Vaterteil lebendig.“

Bald hatten wir die alte Stadt erreicht, die finsteren Giebel sahen auf uns herab, und die engen Gassen führten uns bergauf, bergab. Aus einem geöffneten Fenster wehte der lockende Duft von frisch gebackenem Brote auf uns zu, und da ich aufblickte, sah ich zwei Engel eine goldene Bretzel uns entgegenhalten; aus dem Fenster drang ein schwacher Lichtstrahl auf die Gasse. „Keinen Schritt nit geh i weiter!“ sagte ich schwäbelnd und klopfte an die Scheiben des geschlossenen Fensters. Auch die andren stützten sich auf ihre Wanderstäbe, des Erfolges gewärtig. Und nach einer Weile fuhr der Kopf eines Mannes durch die Fensteröffnung mit weißer Linnenmütze und gutmütigen, noch etwas verschlafenen Augen, und sah uns der Reihe nach voll Verwunderung an. „Ah, meine Herre,“ sagte er dann, „Sie send ja scho früeh auf!“

„Ja, Meister, und wir sind schon von Stuttgart kommen.“

„Was der Tausend, scho vo Stugert? Des wär!“

„Ja freilich, aber saget, sind denn die Wecken fertig? Wir haben Hunger!"

„No net, meine Herre, aber bald! Habet's die Güt' und ganget's derweil in d'Stube!"

Und rasch war die Haustür geöffnet, und wir traten in ein großes Zimmer, in dessen Verlängerung wir auf den Backofen sahen. Ein köstlicher Duft strömte von dort auf uns zu, und in Erwartung der Wecken setzten wir uns auf die Holzbänke, die um einen groben Tisch an der Wand entlang liefen. Der Meister ging zwischen uns und dem Ofen hin und wieder, bald aber schüttelte er aus seiner weißen Schürze einen Haufen Wecken vor uns hin und schob ein großes hölzernes Salzfaß, das auf dem Tische stand, in unsre Nähe. Ha, wie uns die in Salz getauchten Wecken schmeckten, und wie taschenspielerartig wir sie verschwinden ließen. Auch Marx hielt tapfer mit, und seine blaßgelben Wangen röteten sich von dem warmen Brote. Noch einmal mußte der Meister Succurs aus dem Ofen holen, dann blieb er am Tische stehen und sah vergnüglich unsrer Mahlzeit zu.

„Liebwerter Meister," sagte Franz, als alles gesättigt war und sah ihn zärtlich an, indem er sich den Schnurrbart wischte: „Sie glauben nicht, welche Saukerle in ihrer Zunft sind, selbst wenn man ihnen tausend Schaben totschlägt! Sie aber haben sich der unzeitigen Gäste wie ein Vater angenommen; dafür soll Ihnen auch ein Hochgenuß bereitet werden. Wir gehören nämlich zu dem immer seltener werdenden Orden der fahrenden Sänger!" Damit griff er in die Tasche, reichte uns die Stimmen, dann bewegte er die Hand: „Eins, zwei!" und „Tropfen von Tau!" klang es; wir sangen, der Meister faltete die Hände über seinem Bauch, lächelte uns an und taktierte schließlich mit dem Kopfe.

„Schön, sehr schön!" sagte er endlich, „nur der Tenor," und er sah mit bescheidener Schlauheit zu uns auf, „ein wenig schwach noch der Tenor!"

Marx strich sein dunkles Haar sich von den Schläfen; denn er war der Tenor. „Das macht der Text, Meister," sagte er, „das darf man nur so spinnewebenartig singen, wenn's nicht zerreißen soll."

„Gut gebrüllt, Löwe," murmelte Franz.

„Ja freile," sagte der Bäcker; „die Herre ve
stande des besser und schö isch gewea, des i
mer niemand net b'streite! Mer hänt hie au
G'sangverein, aber der goht no im Sommer manc
mol fuct, verstehet's, wenn's a Faheweih oder
ebbes geit. I g'hör au derzue, weil i zu de
Ausflüg d'Wecke und d'Hörnle liefere!"

Ein schelmisches Lächeln lief über das hübsc
Antlitz unsres Dirigenten. „Nun, Meister," sag
er, „wir müssen weiter, aber wir sollen uns
Wecken noch bezahlen!"

Aber der gute Mann wehrte mit beiden Händ
ab: „Mei Sach! Isch alles scho in Richtigkeit, u
jetzt dank i ebe reacht schöa für den schöne Morg
grueß!" und somit geleitete er uns zur Hausti

„Ein prächtiger alter Herr", sagte Franz,
wir draußen auf der Gasse standen, „das Frühsti
hätten wir uns ersungen, wo kriegen wir nun d
Kaffee? Die geretteten dreizehn reichen dazu nicht

Es gab ein Hin- und Widerreden, ich woll
nach Haus, aber ich wurde überstimmt. Ma
zog seine Uhr. „Nordischer Siebenschläfer!" ri

er und wies gen Osten in eine Nebengasse, „sieh nur, wie dort die Sonne schon am Himmel tanzt! Im nächsten Dorf lebt mir ein Gastfreund, das heißt: ein Krugwirt, der mich im Frühjahr auf seinem Wagen ein Stück Weges mitnahm und mich dann mit einem Schnaps traktierte; dort laßt uns um den Kaffee singen!"

„Akzeptiert! Vorwärts zum Kaffee!" rief Franz, und wir schritten alle die buckelige Straße hinunter. Es war noch erste Morgenstille, die Schatten der alten Häuser lagen auf den feuchten Steinen, nur am Markte rauschte ein Brunnen aus drei kleinen Röhren, und aus dem Fenster eines oberen Stockwerks sah ein Mädchen auf uns herab, das braune Haar um die verschlafenen Augen, einen Besenstock in der Hand.

Marx streckte die Arme gegen uns: „Halt!" sagte er leise, „Franz, die Stimmen."

Im Augenblicke standen wir um den Brunnen, und: „Eins, zwei! — — Tropfen von Tau!"

Die Dirne sah lachend zu uns nieder und drückte sich den Besenstock ans Herz; wir aber warfen die Augen zu ihr empor und sangen nicht

ohne Innigkeit das Stück zu Ende. „Lebwohl, schönes Kind!“ rief Marx, da wir die Stimmen wieder abgaben, „lebwohl, und laß den Tag dir Süßes bringen!“

„Lebwohl! Lebwohl!“ riefen auch wir andren, und sie nickte noch einmal, blutrot in ihrem schmucken Angesicht und verschwand im Dunkel des Gemaches. Wir aber schritten bald zum Tor hinaus, die Lerchen sangen schon, und wie leise Melodie tönte das Rauschen der Rems zu uns herüber. „Lieni!“ murmelte Marx und ließ den Kopf auf seine Brust sinken.

„Was, Lieni? Hieß die Lieni? Bist du auch hier bekannt?“ fragte Franz.

„Ei was, ich sprach nur zu mir selber.“

„So? — Nun, Lavendel, das mußt du nächstesmal dabei sagen. Übrigens scheinst du dich mit sträflichen Geheimnissen zu befassen!“

Marx tat, als ob er nichts gehört habe und ging strack voran. Bald hatten wir ein Dorf erreicht — den Namen habe ich vergessen — in der offenen Tür eines Hauses, unter einem Schilde *mit* einem roten Ochsenkopf, stand von den schrägen

Sonnenstrahlen angeschienen, ein grauköpfiger Mann in Hemdsärmeln und mit weißer Zipfelmütze. „Mein Gastfreund," sagte unser Halbfranzose und „Grieß Gott, Herr Marx!" rief der Wirt und streckte ihm die runde Hand entgegen und schüttelte sie kräftig. „Wisset Se no, wie mer mitanander g'fahre sen? Se hänt wolle nach Stugert aufs Konservatori! Wo komen's itzt denn gar so früeh schon her? Aber treten die Herre rein, d'Luft goht kuel vom Tal her."

Wir traten in die große leere Gaststube, Franz warf seinen Ziegenhainer auf den Tisch und sagte mit Würde: „Drei Glas Pomeranzen, Herr Wirt."

Ich erschrak: „O weh, unsre armen dreizehn!" Aber Franz hatte in diesen Dingen stets die Oberleitung.

Der Wirt hantierte schon an seinem Flaschenbort und setzte die Gläser vor uns auf den Tisch. „No," sagte er zu Marx, „wie goht's? Was machet Se denn? Se send e bißle schmäler worren da herum," und er strich sich mit dem Finger um seine runden Backen.

Marx nahm sein Glas und nippte: „Ach, Herr

Wirt, das ist vom selben, mit dem Sie mich dazumal erquickten. Ja, mich anlangend," fuhr er fort, „wir drei, wie Sie uns hier sehen, gehören zu dem jetzt so seltenen Orden der fahrenden Sänger, aber wir hoffen frischen Schwung hineinzubringen."

„Das wär'! Ei, was se saget!" sagte der Wirt und schaute uns mit unglaublich dummen Augen an.

„Sie scheinen Zweifel zu hegen, lieber Mann," nahm jetzt Franz das Wort und sah ihn mit Würde durch seine Brille an: „es ist Ihnen auch nicht gerade zu verdenken, aber — liebe Sangesbrüder, habt die Güte!" Und er verteilte wiederum die Stimmen.

„Ei was, machet se koi Geschicht!" rief unser Wirt; „i hab ja net den allermindsten Zweifel."

Aber schon taktierte Franz: „Eins, zwei!" und „Tropfen von Tau," scholl es in so reinem Dreiklang; ich weiß nicht, half uns der Morgen, der so hell in die Fenster schien; mir war, wir hätten's niemals noch so schön gesungen.

Der Wirt hatte beide Hände auf den Tisch

gestemmt und sah uns bewegungslos mit seinen runden Augen an. „No, so was!“ rief er. „Ebbes so Schöns! Wo hänt Se des denn profitiert? Aber halt!“ und er schlug mit der Faust auf den Tisch. „I hol mei Weib! Ah, wia die jung gwea isch, hot se au gsunge wia Lerchvogel! Und mei Tochter, dia hot Klavierstund beim Lehrer hier; ei, so singet's halt uns no emol!“

Er wollte davontraben, aber Franz hielt ihn zurück: „Warten Sie, Herr Wirt, wir singen's Ihnen schon gern noch einmal wieder; aber, wissen Sie, hier? In der ordinären Gaststub'? Es geht schon auf 5 Uhr, es könnten Leute kommen — das paßt sich nicht für unsern Stand.“

„Ja, ja,“ sagte der Wirt, „i hör, i begreif schon, aber kommen's nur, wir haben oben im Haus a beste Stub', da wird's schon gehe!“

Franz warf uns einen triumphierenden Blick zu, und der Wirt führte uns eine Treppe hinauf in eine leidlich möblierte Stube mit niedriger Decke, worin sich außer den Bildern von König und Königin auch eine Art von hartem Sofa vorfand. Dann lief er fort und kam bald mit einer

sauberen Fünfzigerin und einem etwa zehnjährig
Mädchen in die Stube. Sie sagten beide i
„Grieß Gott!“ und setzten sich auf Stühle neb
der Tür, während der Wirt am Pfosten steh
blieb. Aber als wir kaum die ersten zwölf Tak
hinter uns hatten, wurde das Gesicht der Wirt
schon lebendig; sie schlug mit den Händen a
ihre runden Kniee und sah aus ihren feurige
Augen liebevoll zu uns herüber. „Wisse Se
rief sie, da wir eben einen brillanten Schluß g
macht hatten, „mer hänt e Hauzich heut im Dor
Do, wenn Se singe tätet, des wär e Freud
S'ichst en alte Liabschaft, 's Bräutigams Vat
hot net wölle, und er hat's Guet g'hett, aber n
liegt er drüben im Kirchhof, a brav's Stein
über sich, und heut werden's zsammentan! Ge
ihr Herre, wenn ihr dort a Stündle euer
Gsetzlein wollt zum Beste gebe! Ei, wir tan
halt aa eins zusamme!“ fügte sie ermutiger
noch bei.

Ich sah schon, daß dem Franz die Lust z
Kopfe stieg; auch dem Wirt gefiel der Vorschla
und beide Eheleute drängten jetzt, wir sollte

bleiben. „Nu, nu,“ sagte der Ehemann endlich, da keine reine Antwort von uns kam, „verakkordiert's mit enander!“ Damit zog er seine Frau zur Tür hinaus, während das Dirnlein sich hinterdrein drängte.

„Das geht nicht,“ sagte Marx bestimmt, „um 10 Uhr habe ich Klavierstunde, ich muß nach Haus.“

Franz sagte nichts, aber er saß verdrossen auf dem Sofa und kaute an einem Strohhalm, er konnte sein Gelüsten offenbar noch nicht verwinden.

„Liebster Dirigent,“ sagte ich, da auch mir des Abenteuers nun genug schien, „gedenkst du wirklich den fahrenden Sängerorden mit unsrem einen Terzett gegen eine ganze Bauernhochzeit aufrecht zu erhalten?“

Er warf den Kopf zurück, und ein sieghaftes Lächeln flog über sein junges Antlitz; denn schwere Schritte und ein Klirren von Tassen und Löffelchen kam draußen die Stiege herauf. „Der Kaffee! Beim Zeus, der Kaffee!“ rief er fröhlich; „du hast recht, Nordmann, wir müssen gehen!“

Und da erschien er und erfüllte das Zimmer

mit seinem belebenden Morgenduft; eine l
Magd trug ihn, die Familie folgte: „Nu,
Herre!“ rief der Wirt, „was haben's ausgefunde

Aber Franz erklärte nicht ohne Feierlich
daß eine Versammlung der fahrenden Sänger
auf den Abend unabkömmlich mache.

Die Frau wollte sich nicht zufrieden gel
sie hatte die Augen immer noch auf un
schmucken Dirigenten; der Wirt aber rief: „
Weib, wenn's emol net sei ka! Schenk dene H
ihre Schale voll, se hänt no 'n weite Weag'z'mac

Ich glaube, nimmer noch hat mir ein Ka
so geschmeckt, wie Wonne zog es mir durch
Glieder; dann aber fragten wir nach un
Schuldigkeit.

Die guten Leute wurden fast zornig, als F
in frevlem Übermut den Finger auf den S
stützte und aufrechnend fragte: „drei Portic
Kaffee?“

Mir fiel das Herz dabei völlig — s
venia — in die Hosen, aber, Gott bewahre!
für die drei bestellten Pomeranzen, weiter w
wir nichts schuldig!

Unter vielem Dank und Händeschütteln verabschiedeten wir uns, und da wir nachzählten, waren noch fünf Kreuzer in unsrer Reisekasse. Wir fühlten endlich, daß wir unsre Kräfte ausgegeben hatten und gingen ohne viele Worte unsren Weg zurück; nur Franz sagte noch einmal, wie zu sich selber: „Neun Kreuzer und ein Terzett!"

Etwa ½10 Uhr vormittags langten wir in meiner Wohnung an. „Nicht einen Schritt weiter!" rief Franz und warf sich auf mein Sofa; „hier laß ich's nachten und auch wieder tagen!" Ich warf mich, wie ich war, aufs Bett; ich glaube, es war die größte Müdigkeit meines Lebens. „Und du, Marx?" fragte ich.

Er saß zusammengesunken auf meinem Klavierbock und sah hundselend aus. „Laß mich noch ein Viertelstündchen!" erwiderte er; „um 10 Uhr muß ich zur Klavierstunde!"

Wir suchten es ihm auszureden, aber er ging wirklich.

Wie ich später von dem Lehrer hörte, hatte er gerade damals vortrefflich gespielt; aber was es ihm an Nervenkapital gekostet, davon hat er

nicht geredet. — Franz und ich schliefen, bis a andern Morgen früh die Hähne krähten.

* * *

So lebten wir im ersten Jahre miteinand zusammen im frischen Jugendübermut, jeder f sich in gewissenhafter Arbeit, Marx in peinlichst Pflichterfüllung. Im Winter wurde ein größer Verein gestiftet — „Drehorgel" hieß er — n man einmal in der Woche im Wirtshaus zusamme kam; Zweck und Inhalt waren dieselben wie l unsren kleinen „Versammlungen", die aber desh nicht gestört wurden.

Von den drei Freunden hatte sich derzeit Mc am festesten an mich geschlossen; wir sahen u fast täglich. Aber er war nicht eben ein bequem Freund, obgleich er mit fast kindlicher Liebe mir hing, denn das leiseste Wort konnte ihn v stimmen, er war von krankhafter Reizbarkeit; zum seine Abhängigkeit von der Meinung andrer üb ihn war völlig quälend. War ihm dergleich zugekommen, dann, wenn er abends nach h

Versammlung mich nach Hause geleitete, faßte er krampfhaft meinen Arm, zitterte und knirschte mit den Zähnen und redete unendlich und immer eifriger über die meist recht gleichgültige Sache. „Nicht wahr, du fühlst es! Du, du fühlst es doch auch, daß ich es nicht ertragen kann!“ Ich hörte meist geduldig zu, oder mitunter hörte ich auch nicht, oder ich sagte: „Laß doch den Plunder, du könntest dich um drei Kreuzer noch ins Tollhaus reden.“ Dann wurde er eine Weile still, aber es half doch nicht. Nie vergesse ich den Abend, da unser gemeinsamer Klavierlehrer, ein wahrer Vater seiner Konservatoristen, ihn in der Nachmittagsstunde, ich weiß nicht mehr wie, auf den Tod sollte beleidigt haben: der Mensch sollte ihm vor die Pistole, der Unterricht zum mindesten sollte aufhören! Ich entsinne mich noch, daß ich schließlich die Nachtklingel an einer Apotheke ziehen mußte, um Brausepulver für ihn zu kaufen, und daß ich ihn in seiner Wohnung selber noch ins Bett packte. Er machte die Sache andern Tags auch wirklich beim Direktor anhängig, und der gute Professor schrieb ihm dann: „J'attends Monsieur Marx pour sa

leçon de Vendredi, je lui promets de ne pas le manger et d'oublier même sa singulière façon de me mettre à la porte.“ — Wir andern lachten, und so war dieser Fall geschlichtet.

Marx hat mir einmal angedeutet, er sei, da er zum Musiker bestimmt gewesen, schon als Kind zu übermäßigem Klavierspiel angetrieben worden, er habe nachher oft seine kleinen Hände nicht stillhalten können; vielleicht lag hier der Urquell dieser Zustände. Überdies trank er den stärksten Kaffee, bevor er sich des Morgens ans Klavier setzte, und rauchte scheußlich schweren Tabak, den er sich in grünen Blättern von einer Muhme in Lahr zu holen pflegte. Nun war in den ersten neuen Frühlingstagen auch noch jener Seufzer „Lieni!“, den wir bei unsrer Sängerfahrt zum erstenmal von ihm gehört hatten, zu einer vollgerechten Liebschaft ausgewachsen. Allmählich hatte er alles mir anvertraut: die allerliebste Tischlermeistertochter wohnte ihm gerade gegenüber, durch die Fenster hatten sie sich zuerst gesehen, dann angesehen, blutrot und unter starkem Herzschlagen, dann hatten kleine Handbewegungen und Blumen-

töpfe ein Verständnis vermittelt; er hatte ihr ein Konzertbillet gesandt und, nachdem endlich die ewige Musik zu Ende gewesen, das junge blonde Kind durch manche überflüssige Gossen nach ihrer Wohnung hingeleitet. In sein Notizbuch, das er mir eines Tages aufgeschlagen in die Hand drückte, hatte er das alles, deutsch und französisch durcheinander hingeschrieben: „Sa robe flottante résonna comme une harpe éolienne! Und wie ich den schöngeformten Arm an meinem Herzen fühlte! Es zitterte mir ins Gehirn hinauf, und alles Denken wurde ausgelöscht. Wenn ich nur wüßte, ob sie gleicherweis empfunden hat!"

Es stand noch mehr in diesem Büchlein: „Am 2. Mai: Ich habe sie geküßt! Es ist zwar nicht zu glauben; aber es ist dennoch wahr.

‚Wie kannst mi nur so lieb hab'n?' sagte sie.

‚Weshalb nicht? Bist du nicht das süßeste Geschöpf zum Liebhaben?'

‚Ach, i weiß, i bin ja nimmer schön!'

Da nahm ich das liebe Wesen und hielt es ein wenig von mir und sah sie an; ich hatte selbst noch nicht daran gedacht: ‚Nein, Liesl,' — ihre

Augen schienen von meinen Lippen lesen zu wolle
— ‚schön bist du wohl nicht; aber weißt du, wo
hübsch ist? Ich glaub, Lieni, du bist wunder
hübsch!‘

Sie blickte mich ganz verworren an: ‚Was sagst
Adolf? Das versteh i net!‘

Und das Gesicht sah so reizend dabei aus.

‚Wenn ich es nur versteh, herztausiger Schatz
rief ich fröhlich und küßte sie zum zweitenmal.

‚Ja freili, Adolf, aber nu halt ein!‘

Wo ist das Ende? **Je ne pourrai jamais l**
laisser.“

Aber diese Liebe ließ ihn seine Pflicht niema
versäumen; wie eine Madonna erfüllte das Lie
die Phantasie des Liebenden; sie war ihm Antrie
und Wächterin für alles Gute. So konnte den
auch der Handel den nächsten Freunden nicht ve
borgen bleiben; wenn wir auf sein Zimmer zu
Versammlung kamen, unterließ wohl keiner, eine
Blick aus dem Fenster zu werfen, ob sich nic
etwa drüben der unschuldige Mädchenkopf bei de
Gardine vorbeuge.

— — Es war Mitte Mai, und die Dämme

rung war eben angebrochen, als ich mit Franz und Walther zu Marx ins Zimmer trat; er stand vor seiner offenen Schatulle und kramte in einem Pappkasten, in dem er allerlei Zierlichkeiten und Schnurrpfeifereien zu bewahren pflegte; durch das offne Fenster sahen wir drüben die weiße Gardine sich bewegen.

„Was machst du, Marx?" fragte einer.

„Bitte, tretet ein wenig leiser!" sagte er, „ihr sollt mir singen helfen!" Dann nahm er drei kleine mit Rosen bemalte Wachskerzen aus seinem Schatzkasten, zündete sie an und klebte sie vor dem offenen Fenster auf die Fensterbank, wo sie bei der Stille der Luft ruhig weiter brannten.

„Was sind das für Anstalten?" fragte Walther. „Was sollen wir denn singen? Ein Ave Maria?"

Marx hob beschwichtigend seine Hand: „Setz dich ans Klavier, Walther; ihr andern stellt euch neben mich!" — „Es waren!" raunte er dann zu Walther hinüber.

Wir wußten Bescheid; wir hatten seit unsrer Sängerfahrt außer den „Tropfen von Tau" noch andre Lieder gesungen und brauchten keine Noten.

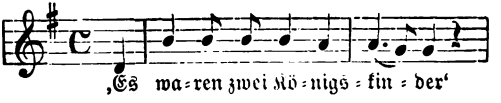
Bald ſtanden wir an Marx' Seite vor dem Fenſter, und in gedämpftem Tone klang das alte Lied in den Maiabend hinaus:

Es waren zwei Königskinder,
Die hatten einander ſo lieb,
Sie konnten beiſammen nicht kommen,
Das Waſſer war viel zu tief.

„Ach, Liebſter, kannſt du ſchwimmen,
So ſchwimm doch herüber zu mir;
Drei Kerzchen will ich anzünden,
Die ſollen leuchten dir!"

Unſrem Marx ſtanden die dicken Tränen in den Augen, er war völlig „verturnt", wie wir zu ſagen pflegten; er drückte uns allen krampfhaft die Hand und warf ſich dann in eine Sofaecke; drüben aber hatte die Gardine ſich nicht mehr geregt.

Seit jenem Abend wurde das



für uns vier zum Signal; wir ſangen oder pfiffen es, ſei es, daß einer den andern von der Gaſſe

aus zum Spaziergang herabrufen oder ihm sonst nur von dort etwas nach seinem hohen Kämmerlein hinauf zu melden hatte.

So gingen mehrere Monate hin; Marx war von höchstem Fleiße und gewann eine Innerlichkeit des Vortrages, die ich ihm zuvor nicht zugetraut hatte. Zwar im technischen Klavierspiel hatte er, vielleicht infolge jener verfrühten Übungen, mich schon lange überholt; er hatte begonnen, wenn wir allein waren, mir schwierige Sachen ohne Anstoß vorzuspielen; aber es war mir mitunter schwer erträglich geworden, denn ich meinte zu fühlen, daß ihm etwas fehle, das mit dem Kern und Urquell aller Musik zusammenhing, was ich selber in mir trug, aber derzeit wegen mangelnder Technik nicht zum vollen Ausdruck bringen konnte. Bei der Reizbarkeit des Freundes wagte ich lange kein Wort darüber gegen ihn zu äußern; als ich mich später dennoch dazu überwand, gab er es freundlich zu; nur einmal sagte er traurig: „Mais — cela restera, mon ami.“

Jetzt aber wurde alles anders; namentlich mit Chopin ging er in den tiefsten Abgrund. Wie oft

saß ich ihm nun zur Seite am Klavier, nur bittend, daß er es noch einmal und noch zum drittenmal spiele, endlich aber, wenn von der Gasse herauf der Wächterruf dazwischen klang, sprang er plötzlich auf, raffte seine Noten zusammen und mich umarmend, rief er: „Genug, lieb Herze; da ist der Zuberklaus! Wie freut's mich, daß du heut zufrieden warst!" Und ehe ich mich besonnen hatte, war er schon zur Tür hinaus: aber ich stieg doch langsam hintennach, um unten für ihn aufzuschließen. „Es waren zwei Königskinder!" hörte ich ihn dann noch einmal im Fortgehen auf der Gasse pfeifen.

Auch das wurde wieder anders, oder vielmehr es ging zurück; dieser glückliche Zustand, den ich in Gedanken „Lienl" überschrieb, hörte auf. Wenn ich ihn bat, mir vorzuspielen, so hatte er immer einen andren Grund, es abzulehnen, und wenn es einmal geschah, so war es nur das Spiel von früher. Seine Stunden und Vorlesungen besuchte er zwar, aber er tat alles ohne innere Teilnahme; in der „Drehorgel", wo er in den letzten Monaten am lebhaftesten die Register angezogen hatte,

er jetzt schweigend mit gestütztem Kopf vor seinem Seidel. Ich sah das eine Zeit mit an: dann faßte ich einmal seine Hand: „Was ist dir, Marx? Du spielst seit einiger Zeit wieder so seelenlos, so wie ein Automat — ja so, als hättest du dein Lieni verloren!“

Da fiel er mir um den Hals: „Ich hab sie auch verloren!“ Und nun erfuhr ich's denn; seit einigen Wochen hatte das Mädchen den Fensterſitz vermieden; war sie einmal dagewesen, dann hatte sie seine ihr so wohl verständlichen Aufforderungen zu neuen Zusammenkünften mit traurigem Kopfschütteln abgelehnt; in der letzten Woche war sie völlig unsichtbar geblieben.

„Und wo,“ fragte ich halb neckend, „hatte sie denn ihre Hand, als sie so hübsch ihr blondes Köpfchen schüttelte?“

Seine Augen leuchteten auf, als habe er was Verlorenes gefunden. „Ihre Hand? Ja, die drückte sie auf die Brust.“

„Siehst du,“ sagte ich, „das Herz ist noch dasselbe: das andre sind nur Liebesirrwege; du mußt ihr wieder auf den rechten Weg helfen!“

Aber er wollte es nicht zugeben. „ Freund, es ist wie in unsrem alten Liede:

Das hört ein falsches Nönnchen,
Die tät, als wenn sie schlief;
Sie tät die Kerzen auslöschen,
Der Jüngling ertrank so tief."

und er starrte düster vor sich hin.

„Marx!" rief ich, „ich fürchte nur, du bist das Nönnchen!" Denn er litt, wie an pr dem Ehrgeiz, so auch an einem gesellschaf Hochmut; sein Vater war in den besten Fa ein geschätzter Mann und stand in freund Verkehr mit ihnen; der Sohn hatte oft nicht Gewicht zu mir davon gesprochen. Und jetzt er eine Handwerkstochter mit der ganzen K keit seines Wesens; ein sonst tadelloses Mä aber sie sprach nicht ganz richtig deutsc schwäbelte ein wenig, was zwar von den j Lippen lieblich klang; von Französisch gar ihr Gewissen völlig frei. Schon aus seinem buche hatte ich herausgelesen, daß diese G sätze ihn gequält hätten. Wie leicht, bei

lebhaften Menschen, konnte in ihrer Gegenwart ein Wort darüber ihm entschlüpft sein und eine kühlere Überlegung in dem Mädchen wachgerufen haben!

Ich sagte ihm dies alles, aber er wollte mir nichts zugeben.

Am zweiten Tage danach — ich wußte, er hatte ihr noch einmal geschrieben — hörte ich unter meinem Fenster die „Königskinder" pfeifen. Als ich öffnete, stand Marx auf der Gasse und nickte heiter zu mir herauf.

„Guten Morgen!" rief ich hinab. „Du siehst ja gewaltig fröhlich aus!"

Er nickte: „Sehr!" rief er hinauf. Dann hielt er die hohle Hand an seinen Mund; „ich — soll" — und er schrieb mit den Fingern ein großes L in die Luft — „heut abend — sehen!"

„Gratuliere!" rief ich; und er nickte wieder und eilte frohen Schrittes von dannen.

Es war schon gegen Oktober, an einem Mittwoch Abend; ich hatte mich eben für die „Drehorgel" angezogen, hatte den Hut schon auf dem Kopf und bürstete nur noch einige Fäserchen von

den Kleidern, da stürmte es die Treppe hinauf: meine Tür wurde aufgerissen, und Marx stand vor mir, totenblaß, sagte aber nichts, sondern begann in meinem geräumigen Zimmer auf und ab zu schreiten, knirschte mit den Zähnen, und ich sah, wie seine Finger heftig in der Luft spielten.

„Was ist nun wieder?" rief ich, „hast du sie neulich abends nicht getroffen?"

„Ja, was ist?" sagte er, indem er stehen blieb. „Als ich in den Lauerschen Garten kam, wohin sie mich bestellt hatte, lief ich lang und konnte sie nicht finden. Aber ich fand sie doch; in einem wüsten, vernachlässigten Winkel stand sie neben einer verfallenen Laube und riß wie in Gedanken die gelben Blätter von den Zweigen. O mon ami, sahest du je die Trauer in Augen von sechzehn Jahren? — ‚I hab dir was z'sagen, Adolf; drum bin i herkommen,' hob sie zittern an, aber sie kam nicht weiter, sie brach in bittere liche Tränen aus und sagte dann: ‚'s druckt mir Herz ab, aber i muß, i muß!' Sie schwieg; ich wartete umsonst; aber dann plötzlich schlug sie die Arme um meinen Nacken und küßte mich, als

sie mich ersticken wollte. ‚O, Adolf, i möcht di so hinmache, aber aa mi selber mit!‘“

Marx begann wieder auf und abzugehen. „Wie ich auch in sie drang,“ sagte er, „ich bekam an jenem Abend nichts zu wissen. — ‚I kann nit, und wenn i sterben sollt!‘ rief sie. — Sie hatte mich in die Laube gezogen und den Kopf an meine Brust gelegt: ‚Laß mi bei dir sein!‘ sprach sie leise, ‚morgen will i dir alles schreibe!‘ Das war das Ende! Aber heute abend, eben — lies! Das hab ich mit der Post bekommen!“ Und er griff in die Tasche und warf ein offenes Schreiben vor mir auf den Tisch.

Ich nahm es auf und las, es war von schulmäßiger Mädchenhand geschrieben: „Ich hab gestern Abschied von dir nommen, Adolf: du bist mein Einzechts auf der Welt; aber es gang doch so nit meh; dein Vater ist ein fürnehmer Gelehrter, und ich bin nur ein Meistertochter, das paßt nit zsammen. — Ich schick dir auch dein liebs Bild wieder, das du mir geschenkt hast; ich darf's nit anschaun mehr. Aber behalt du meines, ihr Männer habt a stärkere Natur. O mei Schatz,

mei lieber Schatz, und so b'hüt di Gott viel
sendmal!"

Es war nicht so gar leicht zu lesen, denn
manches Wortes war nur eine Tränenspur.
um dies liebe Blatt verzweifelst du?" fragte
„Du siehst nun, daß du selbst dein Röm
warst!"

„Was hilft's!" rief er; „sie ist fort,
weiß, wohin; zu einer Tante oder Muhme, i
wohin in der weiten Welt!" Er hatte sich
einen Stuhl geworfen; nun sprang er wieder
„Komm, wir wollen zur ‚Drehorgel'; es soll
Rausch geben, einen Rausch, der mich die W
vergessen läßt, die uns das Herz aus der
nehmen und uns dann am Wege liegen las

„Du solltest lieber zu Bett gehen, als
einen Rausch trinken!" sagte ich; denn er sah
jämmerlich aus.

„Zu Bett?" wiederholte er und knirschte
den Zähnen. „Ja, in das letzte, um nicht n
aufzustehen."

Ich suchte es ihm auszureden; ich wollte
ihm allein ins Freie gehen, aber er stampfte

dem Fuße, als ich den entgegengesetzten Weg einzuschlagen versuchte.

So gingen wir denn in die „Drehorgel", die diesmal vollzählig versammelt war. Ich fand Franz und Walther und muß mir den Vorwurf machen, daß ich mich zu ihnen setzte, denn ich wurde so von Marx getrennt, der an ihnen vorbei in eine leere Ecke ging und dort allein an einem Tische Platz nahm. Aber ich hatte das Bedürfnis, eine Weile mit normalen Menschen zu verkehren, und bald auch waren wir in der lebhaftesten Unterhaltung, über das letzte Konzert, über den Chorgesang, über die Modulationslehre, die hier ein halbes Jahr in Anspruch nahm. Ich muß gestehen, ich dachte nicht an Marx; da, während ich eben für Wagner eine Lanze brach, klopfte ein vorübergehender Bekannter mich leise auf die Schulter: „Du, möchtest du nicht mal nach Marx sehen!"

Ich war aufgesprungen und fand ihn noch auf seinem Platze: er saß mit verglasten Augen vor seinem halbgeleerten Seidel, das er eine Handbreit in die Höhe hob, dann aber wieder, ohne es berührt zu haben, niedersetzte; ich suchte vergebens

mit ihm zu reden. Um Hilfe zu holen, ging ich wieder zu den Freunden, fand aber nur noch Walther; und uns gelang es, den fast Sinnlosen aufzurichten und den Weg nach Hause mit ihm einzuschlagen. Als wir bei der Stiftskirche vorbeikamen, entriß er sich uns plötzlich und warf sich auf die steinernen Stufen zum Haupteingange: „So müde, ich bin so müde;“ lallte er, „laßt mich, hier ist gut schlafen!“ Damit streckte er sich und legte den Kopf auf seinen Arm. Da wir ihn vergebens aufzuziehen suchten, bat ich Walther: „Laß nur, ich will dich erst nach Haus begleiten; ich bringe ihn nachher schon fort!“

Walther, der wegen seines Tantenquartiers nicht gerne spät nach Hause kam, nahm meinen Vorschlag an. Als ich nach einer Viertelstunde zurückkehrte, lag Marx noch ebenso; er schien in festen Schlaf versunken. Ich strich ihm das dunkle Haar aus dem Gesicht und neigte mich zu ihm. „Komm!“ rief ich ihm ins Ohr; „du sollst in deinem Bett jetzt weiterschlafen, und wenn du willst, so bleib ich bei dir!“ Aber er schien es nicht zu *hören*: erst als ich ihn schüttelte, warf er sich

um und riß seine Schulter aus meiner Hand. aß mich, verfluchter Deutscher!" schrie er.

„Marx, Marx!" rief ich, „erkenne mich doch!) bin es ja, dein Freund, dein lieb Herze, dein cdischer Siebenschläfer!"

Aber er stieß mit seinem Fuße nach mir, und ich auffah, war die Schildwache, die in der he vor einem öffentlichen Gebäude stand, heran- reten: „Se dürfet do koin so Lärm mache!" te der Soldat.

Das Gesicht des Trunkenen verzog sich, als er etwa ein rostiges Pistol zu spannen habe: russien!" schrie er die über ihm stehende Wache : „Dummer deutscher Söldling!"

Ich erschrak und hielt den Mann zurück, der t ergreifen wollte. Von diesem französischen uer hatte ich nimmer etwas bei unsrem Freunde nnen sehen: noch in den letzten Ferien hatte er r aus Metz geschrieben: „Spazierengehen ist nicht l; ich fürchte immer von den Franzosen über- len zu werden." Aber jetzt aus dem Berauschten ete die Nationalität der Mutter; er sprach fran- isch und fluchte auf die Deutschen.

„Ich bitte, lassen Sie ihn!“ sagte ich zu dem Soldaten. „Sie sehen, er weiß nicht, was er spricht; ich will einen Freund holen, dann bringen wir ihn nach Haus!“

Der stieß mit dem Gewehrkolben auf das Pflaster: „So machet se tapfer, denn sottiche Sache derfet mer net dulde.“

Ich lief mehr als ich ging; gleichwohl mochte über eine Viertelstunde vergangen sein, bis ich mit Franz zurückkam. — Aber Marx war nicht mehr da: es war alles still, nur die Schildwache wandelte wieder, hundert Schritte davon, an ihrem alten Platze auf und ab. Als wir zu ihr gingen, sah ich, daß es nicht mehr dieselbe war; doch soviel erfuhren wir: Marx war arretiert. Als wir zu dem entfernten Wachthause kamen, war er von dort schon auf die Polizei geschafft; auch dorthin gingen wir, aber wir standen vor einem dunklen und verschlossenen Hause. — So blieb uns nur, das eigene Bett zu suchen.

— — Am andern Morgen, es mochte etwa acht Uhr sein, erschien ein Polizist in meiner Stube *und* überreichte mir ein Schlüsselbund: er habe zu

grüßen von Herrn Marx, ich möchte ihm doch Kleidung und reine Wäsche aus seiner Wohnung besorgen, er sei in der Nacht von der Wache auf die Polizei gebracht worden. Ich versprach das, aber der alte Graubart stand noch und schüttelte mißbilligend seinen Kopf. „D'Soldate send wüescht mit em verfahre', nu — — sie werdet's selber sea."

Nachdem ich darauf Franz in seiner Wohnung abgeholt hatte, gingen wir nach Marx' Zimmer, und wir beide suchten aus dessen Kommode das Nötigste zusammen; dann beluden wir einen Knaben mit den Kleidern und begaben uns nach dem Rathause. Auf Befragen kam ein Mann mit schwerem Schlüsselbund, der uns durch mehrere Gänge in ein großes Gemach führte, wo viele Schreiber arbeitend an großen Tischen saßen. Hier schloß er seitwärts eine Tür auf, und wir traten in einen engen, scheinbar leeren Raum; nur in einer Ecke lag ein Haufen Heu und Stroh; daneben stand ein gefüllter hölzerner Napf mit eben solchem Löffel, aus dem eine warme Flüssigkeit dampfte. Aus dem Streuhaufen erhob sich eine schwarze Gestalt,

in der wir mit Mühe unſren Freund erkannten. Schwarz auch im Geſicht und an den Händen, wie vor Froſt zitternd, ſtreckte er ſeine Arme uns entgegen: wir ſahen bald, daß er von oben bis unten mit Kienruß eingerieben war. „Du biſt krank," ſagte ich: „nimm doch einen Löffel von der warmen Suppe da!"

„Das ſoll ich freſſen!" rief er grimmig und ſchüttelte ſich ſchaudernd: „Gefangenenkoſt, nein, nein; ich ertrag das nicht, es gibt noch Wege aus der Welt heraus."

Wir kannten dieſe Reden und achteten nicht darauf, obgleich er ſie ein paarmal wiederholte und dabei wie mitleidig auf ſeine feinen Hände ſah. Franz war fortgegangen und kam nun zurück. „Du biſt frei;" ſagte er, „du kannſt nach Hauſe gehen, wann du willſt: aber erſt müſſen wir aufs Bureau und wegen der an dir verübten Niedertracht eine Anzeige zu Protokoll geben!"

Marx wollte nicht in ſeinem jetzigen Zuſtande; aber Franz beſtand darauf, das gehöre mit dazu; überhaupt hier könne er nicht gereinigt werden.

Als wir in hellere Räume traten, ſahen wir

erst, wie er zugerichtet war. „Ich bin geschändet, mein Leib ist ganz geschändet!“ murmelte er.

„Marx, laß die dummen Reden!“ hörte ich Franz sagen, indem er ihn die Treppe nach dem Bureau hinaufführte, „wenn du dich gewaschen hast, so ist die Schande aus!“ — Sie stiegen weiter; ich ging aus dem Rathause, um eine verdeckte Droschke zu besorgen; und nach einer Weile fuhren wir mit Marx und seinen frischen Kleidern in irgend ein Bad, und nachdem er mit vieler Mühe gereinigt und anders gekleidet war, in den Saal unsrer „Drehorgel“, wo wir uns und vor allem unsren Freund durch einige Seidel und Bratwürstel wieder aufzurichten suchten.

Aber seit jener Nacht ging es dennoch abwärts mit unsrem lieben Lavendel; sein Gang wurde schleichend, sein Gesicht magerer und seine Augen größer; niemals habe ich seitdem einen Wohlgeruch an ihm verspürt, der sonst bald in Rosen-, bald in Veilchen-, oder in dem Dufte seines Namens seinem wohlgepflegten Haar entströmte; am Klavier saß er nur noch, um den Lehrern gerecht zu werden oder um die Zeit nur hinzubringen; ich konnte

mich nicht mehr überwinden, ihn zum Chopinspielen aufzufordern. Er wurde so reizbar, daß die andren Freunde sich allmählich von ihm zurückzogen, und er seinen Umgang fast auf mich beschränkte. „Siehst du," sagte er, „sie verachten mich! Sie wollen mich nicht mehr!"

Dann bat ich sie, und sie näherten sich ihm wieder; aber bei nächster Gelegenheit hatte er sie wieder aufs neue von sich gestoßen.

Man sagt von mir, daß ich ein geduldiger Mensch sei, und wenn ich an jene Zeit zurückdenke, so möchte ich es fast selber glauben. Einmal war Marx polizeilich vernommen worden; dann schien die Sache still zu stehen, wahrscheinlich war sie dem Gerichte übergeben worden; Vorladungen gelangten nicht an Marx. So ging eine Woche nach der andren hin; er wurde immer aufgeregter, und die häufigen Abendspaziergänge mit ihm immer peinlicher. „Geschändet! Geschändet!" begann er jetzt wieder zu murmeln, wenn er eine Weile in sich versunken neben mir gegangen war. Und wenn ich dawider sprach, dann fuhr er auf: „Du kannst das nicht beurteilen! Aus allen Ecken

glotzt es auf mich zu; jeder Gassenbube! Ich möcht ihn an die Ohren schlagen! Mein Name, mein guter Name als nächtlicher Trunkenbold und Ruhestörer in den Straflisten! Als Bestrafter dem Direktorium des Konservatoriums angezeigt! Komm!" rief er plötzlich und ergriff meine Hand und zog mich aus der Allee, in der wir gingen, in einen Seitenweg; „es ist so hell hier; hier sind so viele Leute! Was fang ich an? Es ist alles aus; ich kann mich nicht mehr lassen sehen. — Und die Zeitungen! Weißt du, die beiden Redakteure, die im Winter mit uns aßen! Ich begegne ihnen jeden Augenblick; die frechen Kerle sehen mich schon als ihre Beute an; das gibt einen Artikel — ah, sacré nom de Dieu!" und er knirschte mit den Zähnen.

Ich suchte ihn zu beruhigen; jeden Abend redete ich dasselbe und jeden Abend umsonst, und immer wieder begann dasselbe Spiel aufs neue.

Die Justiz war ihm gleich einem furchtbaren gespenstischen Raubvogel, der unsichtbar über ihm schwebte, jeden Augenblick bereit, auf ihn herabzustoßen und mit den unentrinnbaren Krallen ihn

zu packen. Wenn ich bei einem Besuche etwas heftig an seine Tür geklopft hatte, starrte er bei meinem Eintritt mir schier verstört entgegen: „Du? — wie hast du mich erschreckt!“ Saßen wir dann zusammen, und es wurden Schritte auf der Treppe laut, dann stand er auf und sagte zitternd: „Da kommt wohl der Gerichtsdiener, um mich vorzuladen!“ Kam auf der Straße ein solcher uns entgegen, so zwang er mich, mit ihm umzukehren, oder in irgend einen Laden einzutreten, bis der Mann vorbei war, oder, wenn ich nicht wollte, verließ er mich und kam nicht wieder. „Ich halt's nicht aus,“ rief er einmal, „wenn das nicht bald zu Ende ist!“

— — Eines Oktoberabends, da ich versprochenermaßen zu ihm ging, sah ich auf dem Trottoir eine Mädchengestalt vor mir herschreiten, die mich auffallend an Lieni erinnerte; sie hatte ein dunkles Tüchlein um den Kopf, und ich sah blonde Härchen von den Schläfen wehen, als sie eben unter einer Straßenleuchte ging. Sollte sie wieder in Stuttgart sein? Marx hatte mir kein Wort davon gesagt. Ich machte große Schritte, um sie einzu-

holen; als ich sie erreicht hatte, wandte sie den Kopf, und ich hatte mich nicht getäuscht, sie war es selber, die mit großen Kinderaugen mich so erschrocken ansah. Sie kannte mich, sie wußte von Marx, daß ich in ihr Verhältnis zu diesem völlig eingeweiht war; aber — ob wir beide jungen Menschen im Augenblick das Richtige nicht zu finden wußten und es deshalb für immer versäumten — sie zögerte ein paar Sekunden; dann erwiderte sie meinen Gruß und schritt eilig mir voraus. Ich gewahrte noch, wie ein Begegnender ihr mit unverschämter Gebärde ins Gesicht sah und hörte, wie sie einen leichten Schrei ausstieß; auch da trat ich nur laut einige Schritte vorwärts, so daß der Mensch sie gehen ließ; vergebens sagte ich mir später, daß sie mich traurig und wie hilfeflehend angesehen habe.

Stürmisch stieg ich die Treppen zu Marx hinauf. Er saß müßig im Sofa und hatte mit seinem scheußlichen Knaster das ganze Zimmer voll gedampft. „Du lärmst ja über die Maßen? Ist irgendwo der Himmel eingestürzt?" fragte er gereizt und blies einen dicken Qualm von sich.

„Es geht mir dich an," erwiderte ich. „Weißt du, daß dein Lieni wieder hier ist? Ich bin ihr eben erst vorbeigegangen."

Er sah mich lange wie mit toten Augen an. „Ich weiß es," sagte er dann.

„Du hast sie schon gesprochen?"

„Was meinst du?"

Ich wiederholte meine Worte.

„Nein," sagte er, „ich will sie auch nicht sprechen."

„Du willst nicht? Weshalb willst du nicht?"

„Nein," und er streckte seine Hände aus und schien sie voll Mitleid zu betrachten, „das kann ich nicht; ich darf das reine Kind mit diesen Händen nicht berühren. Ach, lieb Herze, ich glaube, es ist alles aus." Dann nahm er seine Pfeife wieder und vergrub sich in der Sofaecke.

„Ich glaube, du bist ein Narr geworden!" schrie ich.

Aber er nickte nur: „Ich glaub es selbst mitunter."

Ob Lieni seinen Zustand ahnte; ob sie nicht oft hinter ihrer Gardine beklommen und verlangend

zu ihm hinüberlauschte, davon erfuhr ich nichts; denn es kam keine Gelegenheit wieder, mit ihr zu reden: an sie zu schreiben aber wagte ich nicht.

Es waren noch köstliche Herbsttage; Marx hatte ich eine kurze Zeit nicht gesehen, ich war mit den übrigen Freunden von einem Sonnabend zum Montag auf Wanderungen in dem schönen Neckartal gewesen, wozu ich vergebens auch ihn zu bereden versucht hatte. Jetzt war es am 24. Oktober, noch früh am Vormittag; und ich werde das Datum nie vergessen. Ich saß eben vertieft in eine Harmonieaufgabe auf meiner Sofabank, aber ich konnte augenblicklich nicht damit zustandekommen, die falschen Quinten quälten mich, und so sprang ich empor und riß das Fenster auf, um einen Augenblick frische Luft zu atmen, da sah ich Marx die Straße heraufkommen. Er ging langsam und schien nicht aufzusehen; als er näher kam, gewahrte ich, daß er ein Päckchen Papiere in seiner Hand hielt.

„Guten Morgen!“ rief ich hinunter.

Er schrak sichtlich zusammen. „Guten Morgen!“ rief er dann ebenfalls.

„Wohin willst du? Und was für Papier trägst du da?"

„Ich bin wieder vorgeladen;" rief er hinauf „ich gehe aufs Gericht!"

„Gott Dank! So wirst du ja die Torhei endlich mal los; mach's gut!"

Er nickte, aber schon im Weitergehen und ohn nach mir umzuschauen.

Ich hatte schon wieder ein Weilchen hinte meinen Noten gesessen und wollte eben zum Nieder schreiben eines glücklichen Gedankens die Feder an setzen, da war mir, als hörte ich es von der Straß her pfeifen; kaum hörbar, aber doch: „Es waren zwei Königskinder."

Dann kam es noch einmal, ganz deutlich; ich warf die Feder hin und lief ans Fenster, das noch offen stand; ich weiß nicht, wie mir war; als ob ich Unheimliches erfahren sollte. Als ich mich umsah, gewahrte ich Marx an einer entfernten Straßenecke; ich sah sein Antlitz nicht ganz deutlich, aber mir war, als blickte er mich unaussprechlich liebevoll und traurig an.

„*Marx!*" rief ich. Er antwortete nicht, er

blieb nur unbeweglich stehen und sah mich immer an; dann nickte er mir noch einmal langsam zu, und dann war er verschwunden.

Ich schloß das Fenster und setzte mich wieder an meine Arbeit, um den vorhin gefaßten Gedanken niederzuschreiben; aber ich hatte ihn vergessen, ich konnte überhaupt nicht arbeiten: immer sah ich Marx so wunderlich an jener Ecke stehen und lautlos dann verschwinden. Weshalb denn hatte er mich gerufen? Was wollte er? Mich nur noch einmal sehen? Ich sprang auf. ‚Nur noch einmal?‘ Woher kam mir der Gedanke? Aber es war doch seltsam, und mir lag es wie ein Zentner auf der Brust.

Ich hatte eine Klavierstunde auf dem Konservatorium zu nehmen; ich zog mich an und ging auf einem längeren Umwege dahin. Als ich bei der Wohnung des Portiers vorbeiging, trat dessen Frau heraus und überreichte mir ein in Papier geschlagenes Päckchen: „Ich soll Ihnen das von Herrn Marx gebe;“ sagte sie, „aber sieht der itzt aus! Brot könnt man mit ihm bettle.“

Ich erschrak heftig, denn es war offenbar das-

selbe Päckchen, das ich vorhin in der Hand des Freundes gesehen hatte. Als ich in das Klavierzimmer trat, war noch niemand da, und ich machte mich mit zitternder Hand daran, die Bindfäden aufzulösen: seine mir bekannten Notizbücher mit den Bekenntnissen seiner Liebe; darin Lienls Bildnis, ein Papier mit blonden Härchen, zwei Konzertbillete für morgen, vertrocknete Blumen — das alles fand ich, aber kein aufklärendes Wort dabei.

Als der Professor eingetreten war, ging es mir wie Marx nach unsrer Sängerfahrt: ich spielte ohne jeden Anstoß, die schwierigsten Passagen flogen mir nur so aus den Fingern, daß der Lehrer mich befremdet und doch höchst beifällig ansah. Aber es ging nicht länger, ich sprang auf: „Verzeihung, Herr Professor! Ich kann nicht länger spielen!"

„Ei wie? Sie spielen ja heute über alle Maßen!"

„Eben deshalb!" und ich erzählte ihm, was vorgefallen war.

Mein Lehrer war derselbe gütige Mann, der auch Marx unterrichtet hatte. Er war gleich mir erschrocken: „Das gibt ein Unheil!" rief er. „Kommen Sie, es ist keine Zeit zu verlieren, wir

müssen auf die Polizei; es muß Anzeige gemacht werden; Gott weiß, was der im Sinne hat!"

„Was meinen Sie?" fragte ich beklommen.

„Nun, — mir ist bei ihm mitunter gewesen, als könne er gelegentlich um einen Pfifferling sein Leben aus dem Fenster werfen! Aber, daß wir auch das Rechte tun, suchen Sie erst Näheres zu erfahren, vielleicht — wer weiß, ihn selbst zu finden!"

Ich rannte fort, zuerst nach seiner Wohnung, dann zu den Freunden und mit ihnen überall hin, wo wir ihn nur vermuten konnten; aber wir erfuhren nichts; ich war noch ohne Mittagessen, als ich nach meiner Wohnung zurückkehrte.

„Es liegt ein Brief auf Ihrem Tisch!" sagte mein zehnjähriges Schneiderdirnlein, als ich meine Treppen erklommen hatte.

Ja, da lag ein Brief; ich riß ihn auf, er war von Marx.

„Es ist aus," schrieb er, „ich kann nicht weiter. Mein Freund, mein liebes Herze, verzeih mir, daß ich dich verlasse! Geht nach dem Vogelsangsee, dort findet ihr, was von mir übrig, aber für alle

Lebensnot nicht mehr empfindlich ist, und sorget gütig, daß auch das zur Ruhe kommt. Und dann — behalt mich noch ein wenig lieb!"

So weit las ich unter stürzenden Tränen; dann folgte eine Verteilung seiner kleinen Habseligkeiten, an mich seine liebsten Noten, einen Ring von Lieni — meine Augen flogen nur darüber hin. Ich lief zu den Freunden, wir umwanderten das Ufer des umwaldeten Sees, wir schoben mit unsren Stöcken die breiten Blätter der Wasserpflanzen auseinander, wir bogen jeden Busch zurück, aber wir fanden nichts. Noch am selben Abend benachrichtigten wir die Polizei, aber auch ihre Bemühungen, so weit sie solche angewendet, waren ohne Erfolg.

Zwei Tage später war ein Sonntag; Franz und ich waren aus der Stadt gegangen und allmählich, und wie selbstverständlich, an den Vogelsangsee gekommen. Wir sprachen von Marx, wir dachten in diesen Tagen an nichts andres. Hatte er uns nur täuschen wollen, um allem, was ihn hier bedrängte, gründlich zu entfliehen, oder hatte er wirklich vor sein Leben selbst den schwarzen Strich gezogen? Wir erörterten es mit allen

Gründen aus der Sache und seiner eigenen Persönlichkeit.

Es war einer der allerletzten schönen Spätherbsttage; die letzten Vögel, sogar noch einzelne Drosseln huschten zirpend und krächzend durch die Büsche, während wir am Ufer hingingen. Ein Eichhörnchen, das auf dem Erdboden an uns vorüberlief und dann in den durchfallenden Sonnenlichtern sich von Baum zu Baum schwang, lockte uns in den Wald hinein; wir sahen nur nach dem behenden Tierchen, indem wir ihm voll Eifer folgten, und so gerieten wir immer weiter durch Hülsen und Ranken, einmal durch fast mannshohes Farrenblattwerk. Die Bäume wurden immer mächtiger und der Wald düsterer; zuletzt als eben das Tier in einem noch dichten Buchenwipfel uns entschwand, standen wir in einem uns noch unbekannten feuchten Grunde, wo die hohen Laubkronen fast keinen Sonnenstrahl zur Erde ließen; es war totenstill, fast andächtig schauten wir uns um, da rührte Franz an meine Schulter: „du," sagte er leise, „sieh einmal nach jener Eiche, es ist der neunte Baum nach dieser Buche hier!

Unten am Stamme, auf den dicken Wurzeln — sitzt da nicht einer?"

Es kam mir auch so vor, aber bei meiner Kurzsichtigkeit konnte ich Bestimmtes nicht erkennen.

Franz war einige Schritte vorwärts gegangen. „Marx!" rief er freudig und rannte eilig weiter; dann aber erscholl ein Schrei, der mir durch alle Glieder zitterte.

Ich wußte wohl, daß Franz es war, der so geschrieen hatte, und fast ohne Besinnung war ich auf ihn zugerannt.

Da stand er und starrte mit entsetzten Blicken auf den, der da am Stamm der Eiche stumm und unbeweglich, mit halb offenen Augenlidern vor ihm saß, und griff, wie um einen Halt zu finden, rückwärts nach meiner Hand. „Er ist tot!" sagte er dann.

Es war freilich Marx; aber wir standen nur vor seiner Leiche, und die Fliegen und Ameisen des Waldes liefen geschäftig auf seinen Händen, auf seinem bleichen toten Angesicht; die rechte Hand war auf die Wurzeln des Riesenbaumes hinabgesunken; dicht daneben lag ein Terzerol,

das wir früher nicht bei ihm gesehen hatten, und als ich es aufhob, sah ich, daß es abgeschossen war. Er hatte seine schwarzen Sonntagskleider angezogen, die er sonst so sorgsam in dem Schrank seiner Wirtin zu verschließen pflegte; er hatte anständig aus der Welt gehen, er hatte dem Konservatorium keine Schande machen wollen.

Franz wies mit ausgestrecktem Finger auf ein kleines Loch in seiner Weste, wovon ein dunkler Streif in seinem Schoß hinabging. Er hatte sich mitten durch das Herz geschossen.

Franz wollte gehen: „Es hilft nichts, wir müssen Anzeige machen!“

Aber ich hielt ihn zurück: „Noch ein paar Augenblicke allein mit unsrem Freund! Es ist hier wie in einem großen leeren Dom, und das ist unsre allerletzte Versammlung.“

Wie lange wir noch bei ihm gewesen, weiß ich nicht; aber ein Rabe, der über uns aus dem Wipfel schrie, schreckte uns auf, und so gingen wir zur Stadt zurück und taten, was uns jetzt noch oblag.

* * *

Die Eltern waren durch mich von dem Verschwinden des Sohnes schon benachrichtigt; ich hatte nun ein Telegramm folgen lassen.

Und dann haben wir ihn begraben; das Gefolge war nur klein, aber der gute Professor war doch auch darunter. Als der Sarg hinabgelassen, die Schaufelwürfe darauf gefallen waren, und die Folger sich zerstreut hatten, stand ich noch an der halb zugeworfenen Grube, als ein leises Schluchzen zu mir drang. Wie ich mich umblickte, sah ich das Lieni seitwärts hinter einem Monumente stehen, und ich ging zu ihr und faßte schweigend ihre Hand.

„Um meinethalb!" sagte sie weinend, „und ich hab doch nichts 'tan, als meine Pflicht!"

Ja, weshalb? — Ich bin ihr wohl ein schlechter Tröster gewesen, da wir miteinander nach der Stadt zurückgingen. Aber das treffliche Mädchen, das wie gern die Eltern als des lebenden Sohnes Weib gesehen hätten, sorgte, bevor noch jene daran denken konnten, für die Instandhaltung des Grabes und bepflanzte es mit eigenen Händen, damit, wie sie mir sagte, doch keiner glaube, daß ein Vergessener hier liege.

Der Erzähler schwieg eine Weile.

„Mein armer, törichter, herzlieber Freund," rief er dann, „nein, vergessen bist du nicht, ich habe deine letzte Bitte wohl behalten!"

Er war aufgestanden. „Gute Nacht!" sagte er. „Seht nur, wie über uns die Sterne funkeln! — Doch noch eines muß ich sagen: die ‚Königskinder' blieben auch ferner unser Signal; aber wir pfiffen es nur noch in moll.

Er drückte uns die Hand und ging; und noch in der Nacht hörte ich ihn in seinem Zimmer auf und abschreiten.

Druck von G. Bernstein in Berlin.

In demſelben Verlage, in gleicher Ausſtattung und zum ſelben Preiſe (3 Mark pro Band elegant gebunden mit Goldſchnitt) ſind bis jetzt folgende Bände der Miniatur-Ausgaben-Kollektion erſchienen:

Geſſcken, Kirke. Eine Reiſe-Novelle.

Hillern, Höher als die Kirche. Eine Erzählung aus alter Zeit. 4. Auflage.

Hopfen, Die fünfzig Semmeln des Studioſus Taillefer. Eine Studentengeſchichte.

Jenſen, Die braune Erika. Novelle. 8. Auflage.

Olfers, Zwei Novellen.

Peterſen, Die Irrlichter. 47. Auflage.

☛ **Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.** ☚

In demſelben Verlage, in gleicher Ausſtattung und zum ſelben Preiſe (3 Mark pro Band elegant gebunden mit Goldſchnitt) ſind bis jetzt folgende Bände der Miniatur-Ausgaben-Kollektion erſchienen:

Peterſen, Prinzeſſin Ilſe. Ein Märchen aus dem Harzgebirge. 25. Auflage.

Putlitz, Vergißmeinnicht. Eine Arabeske. 20. Auflage.

Putlitz, Walpurgis. 6. Auflage.

Putlitz, Was ſich der Wald erzählt. Ein Märchenſtrauß. 50. Auflage.

Rodenberg, Klostermann's Grundſtück. Nebſt einigen anderen Begebenheiten, die ſich in deſſen Nachbarſchaft zugetragen haben. 2. Auflage.

Schubin, Dolorata. Novelle. 2. Auflage.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

In demselben Verlage, in gleicher Ausstattung und zum selben Preise (3 Mark pro Band elegant gebunden mit Goldschnitt) sind bis jetzt folgende Bände der Miniatur-Ausgaben-Kollektion erschienen:

Schubin, Etiquette. Eine Rococo-Arabeske. 2 Auflage.

Schubin, Mal'occhio. Novelle. 2. Auflage.

Storm, Auf der Universität. 5. Auflage.

Storm, Ein Bekenntnis. Novelle. 4. Auflage.

Storm, Ein grünes Blatt. 5. Auflage.

Storm, Bötjer Basch. Eine Geschichte. 5. Auflage.

Storm, Ein Doppelgänger. Novelle. 3. Auflage.

Storm, „Eekenhof". „Im Brauerhause". 2. Auflage.

☛ Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes. ☚

In demselben Verlage, in gleicher Ausstattung und zum selben Preise (3 Mark pro Band elegant gebunden mit Goldschnitt) sind bis jetzt folgende Bände der Miniatur-Ausgaben-Kollektion erschienen:

Storm, Ein Fest auf Hadersleyhuus. Novelle. 3. Auflage.

Storm, Immensee. 66. Auflage.

Storm, Hans und Heinz Kirch. 2. Auflage.

Storm, John Riew'. Novelle.

Storm, Drei Novellen. 3. Auflage.

Storm, In St. Jürgen. 4. Auflage.

Storm, Schweigen. 2. Auflage.

Storm, Die Söhne des Senators. 5. Auflage.

Storm, Zur Chronik von Grieshuus. 6. Auflage.

Storm, Im Sonnenschein. Drei Sommergeschichten. 10. Auflage.

Storm, Zwei Weihnachtsidyllen. 6. Auflage.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.